

LESEPROBE „FEST DER LIEBE“

Charlotte Richter-Peill

Fest der Liebe

Jeden Tag wollte ich den Dezember umarmen. Auch heute überließ ich mich dem vorweihnachtlichen Trubel, schlenderte gut gelaunt von Geschäft zu Geschäft und kaufte Geschenke für die Familie. Die Sonne schien. Die Luft knisterte vor Kälte. Ich trug den Nerz, den mein Mann mir im letzten Jahr geschenkt hatte. Das beinahe rötliche Schwarz ließ mein blondes Haar leuchten. Noch vor wenigen Jahren hätte ich mich geweigert, Nerz zu tragen. Seidenblusen, figurbetonte Kleider, Stiefel mit hohen Absätzen - das alles hatte in meinen Schränken gefehlt. Make up hatte ich verabscheut, mein Haar zu einem Wust aufgetürmt, aus dem die Haarnadeln rutschten. Heute achtete ich auf mein Äußeres. Mein erster Mann hatte mich zwar nicht wegen meiner Garderobe oder der nicht vorhandenen Frisur verlassen, doch ich hatte verstanden, dass schöne Menschen leichter durchs Leben kommen. Die Zeit nach der Scheidung war nicht leicht gewesen. Warum sollte ich es mir je wieder schwer machen? Als mein zweiter Mann mich kürzlich auf ein paar graue Fäden in meinem Haar angesprochen hatte, war ich am nächsten Tag zum Frisör gegangen.

Nach dem Scheitern meiner ersten Ehe hatte sich einiges geändert. Ich hatte mich geändert. Äußerlich war es mir gelungen. Und das wirkte sich auf mein Inneres aus. Glücklicher war ich wohl nicht - wer ist das schon -, aber doch zufrieden. Mein Mann liebte mich. Wir hatten eine hübsche und gesunde Tochter. Ich war eine attraktive Frau. Und ich freute mich auf Weihnachten. Ja, ich fühlte mich gut. Ich wollte mich nie wieder schlecht fühlen.

Die Einkäufe waren erledigt; ich verstaute Taschen und Tüten im Kofferraum. Unschlüssig hantierte ich mit dem

Wagenschlüssel. Unsere Tochter war auf einem Kindergeburtstag, mein Mann in seiner Praxis. Statt nach Hause zu fahren, konnte ich ebenso gut noch etwas länger meine gute Stimmung auskosten. Ich blickte mich um. Auf der anderen Straßenseite glitzerten die mit Weihnachtskugeln und elektrischen Kerzen geschmückte Fassade eines Cafés.

Ich wählte einen Tisch beim Fenster und bestellte eine heiße Schokolade, dazu ein Stück Apfelkuchen. Nach kurzem Zögern fügte ich hinzu: „Mit Schlagsahne.“

Der Kellner musterte mich einen Moment zu lang. Ich genoss seinen Blick. Als er die heiße Schokolade und den Apfelkuchen brachte, lächelte ich ihn an. Mein Lächeln gefiel ihm wohl, jedenfalls nahm er sich viel Zeit, das Gedeck auf meinem Tisch zu ordnen. Aus einer Ecke rief eine ältliche Dame nach ihm. Ich war mir sicher, dass er mich nicht gern verließ.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück, schaute den Menschen nach, die auf der Straße vorübergingen und trank den ersten Schluck meiner Schokolade. Wahrscheinlich war es dieser Augenblick, in dem sich die Frau zu mir setzte. Weil sie sehr leise herangekommen war, hatte ich sie nicht bemerkt und erschrak nun ein wenig.

Die Frau mochte in meinem Alter sein. Mitte dreißig - oder doch schon vierzig? Bei einem dicken Menschen lässt sich das Alter ja oft nur vermuten. Nun - eigentlich war sie nicht dick. Sie war fett. Sie hatte einen Körper wie ein Sack. Ein Sack voll von weichem, süßen Teig. Ihre riesige Einkaufstüte hatte sie sich mitten auf den Schoß gesetzt.

Die Frau sah mich an. In ihrem Blick lag etwas Bittendes, so kam es mir jedenfalls vor. Nein, mir behagte dieser Blick von Anfang an nicht. Noch weniger gefiel mir allerdings, dass er mir nicht behagte. Ich bin ein offener Mensch, immer bemüht, freundlich zu anderen zu sein. Aber nun saß diese Frau an meinen Tisch und weckte etwas in mir, das ich nicht wollte.

Ich straffte mich. Schlechte Laune, düstere Gedanken - die Zeiten waren vorbei. Ich lächelte. So schwierig war es gar nicht, und ich fühlte mich auch sofort besser. Da begann die Frau zu sprechen. Sie sprach langsam und entschlossen, wie eine Schnecke kriecht, mit leiser, eindringlicher Stimme. Gern hätte ich sie unterbrochen. Ich wollte nicht hören, was sie zu sagen hatte, es interessierte mich nicht. Doch das Schwere, Klebrige, das ihrer Stimme anhaftete, lähmte mich.

„Ich habe nie mit jemandem über das gesprochen, was im letzten Jahr geschah“, sagte die dicke Frau. „Wohl, weil ich fürchtete, die Leute könnten an meinem Verstand zweifeln oder mich für verrückt erklären wegen dem, was ich tat. Aber ich denke, Ihnen kann ich vertrauen. Sie sind so schlank und hübsch und sitzen so sorglos vor Ihrer Schokolade.“ Sie lächelte scheu.

Es war wirklich eine merkwürdige Situation. Ich wusste absolut nicht, wie ich reagieren sollte, und so konnte ich nur dümmlich fragen: „Was ist denn im letzten Jahr geschehen?“

Die Frau wies auf die Einkaufsstüte auf ihrem Schoß. „Rosinen, Nüsse, Eier, Zucker“, sagte sie. „Es wird ein Lebkuchenmann.“

Ich schaute auf die prall gefüllte Tüte. Die Frau schien ja im gewaltigen Maßstab zu backen. Dieser Lebkuchenmann würde eine Großfamilie tagelang ernähren.

„Mein Vater war Bäcker“, sagte sie. „Aber falls Sie glauben, ich sei in seine Fußstapfen getreten, irren Sie sich. Ich bevorzuge die Fertigware aus dem Supermarkt. Mit Kochen und Backen habe ich nichts am Hut. Letztes Jahr tat ich es zum ersten Mal. Es war an Weihnachten. Weihnachten.“ Etwas wie Kummer verdunkelte ihr Gesicht. „Ich werde allein sein mit meinem Gebäck. Wissen Sie, wie das ist, allein an Weihnachten, mit nichts als einem Kuchen?“

„Nun“, stammelte ich verwirrt. "Sie sind nicht allein. Gott ist bei Ihnen. Er liebt Sie." Ich sage so etwas sonst nicht. Doch die Frau brachte mich ganz durcheinander. Ihr Anblick schien alle

Gedanken aus meinem Kopf zu fegen, und mir fiel nur noch dummes Zeug ein.

Traurig schüttelte die Frau den Kopf. „Mein Körper hat meine Beziehung zu Gott geändert. Mein Körper lässt mich manches mit anderen Augen sehen“

Nervös schaute ich zu dem Kellner hinüber, der gerade eine Familie mit Kuchen versorgte. Warum kam er nicht an unseren Tisch? Warum ließ er die Frau nicht ein Stück Krokanttorte, ein Schokoladen-Eclair, ein sonst etwas bestellen? Doch zugleich war ich erleichtert, dass er uns übersah. Ich genierte mich, hier mit dieser fetten, von Kummer erfüllten Frau zu sitzen. Sie passte nicht zu mir. Gern hätte ich sie gebeten, mich in Ruhe zu lassen, doch ich brachte es nicht übers Herz.

„Gäbe es einen gütigen Gott“, sagte die Frau, „und hätte dieser Gott nur das geringste Gespür für Gerechtigkeit, dann enthielte ein Lebkuchen ein Gramm Fett und ein Knäckebrötchen fünfzig. Ich verbringe viel Zeit damit, über Gottes Charakter nachzugrübeln. Überhaupt verbringe ich viel Zeit mit Grübeln. Ich bin ja allein, habe wenig zu tun. Da kann ich die Landschaften in meinem Innern in Ruhe kultivieren.“

Sie würde nicht gehen. Sie hockte da wie festgeleimt. Ich selbst musste das Café verlassen. Statt dessen schlug ich vor: „Sie könnten es mit einer Kontaktanzeige versuchen.“

Das war nicht einfach so dahergesagt. Meinen zweiten Mann hatte ich auf diesem Weg kennen gelernt. Viele Menschen machen es ja heute so. Niemand würde noch behaupten, nur die Übriggebliebenen griffen zu diesem Mittel.

Die Hände der Frau streichelten die Speisekarte. Ihre Lippen zuckten. Dann sagte sie etwas, das mich überraschte. „Natürlich gab ich eine Anzeige auf.“

Ihre warme, dunkle Stimme umfloss mich wie ein mooriges Wasser. Es war mir ganz unmöglich, mich zu rühren. Wie gut kannte ich dieses Gefühl! Es hatte mich lange nicht mehr heimgesucht, doch nun schien es nie verschwunden zu sein; ein

Gefühl, als würde ein zäher Schlamm an meinen Armen und Beinen saugen. In den ersten Monaten nach meiner Trennung war ich täglich durch dieses Schlammbad gewatet. Dass ich hier, in dem Café, wieder hineinrutschte, beunruhigte mich sehr. Die Frau, sie sollte endlich gehen! Sie sollte mich in Ruhe lassen! Doch ich brachte kein Wort heraus.

„Das mit der Kontaktanzeige war im letzten Jahr“, sagte die Frau. „Kurz vor Weihnachten, um genau zu sein.“

(...)